

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 210.

Donnerstag, 9. September.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Ob sie recht getan, ihm Magdas Adresse zu verraten? Jedenfalls gestreut hatte er sich darüber, und wenn sie nichts gesagt, erkundigte er sich beim Theaterportier, der wußte sie sicher auch.

Also in Soden hielt sich die schöne Schauspielerin auf. Hans frohlockte, in dem kleinen Badeort konnte es nicht allzu schwer sein, Gelegenheit zur Bekanntschaft zu finden. Soden erreichte man mit der Bahn in einer halben Stunde, morgen nachmittag fuhr er mal hinüber. Das Weitere würde sich finden. In ihm war nur der eine Gedanke, sobald als möglich Magda Bergen wiederzusehen. Ein förmliches Fieber quälte ihn. Hurra, jetzt war er ja frei! Konnte tun, wozu er Lust verspürte, genau wie Friedel. Die machte ausgiebigen Gebrauch von ihrer Freiheit. Schamlos fand er das von einer jungen Dame und geschmacklos, und von der Tante war es wenig fein, Friedels Flirten zu unterstützen. In dem Brief stand, Friedel sei jetzt viel schöner als Magda Bergen. So ein Unsinn, schöner konnte keine sein. Mutterteufel! dachte er.

Am nächsten Nachmittag sah Hans Budenbach im Zuge, der ihn hinüberführte ins Reich der Taunusberge. In Höchst stiegen viele Menschen ein und Hans erfuhr, heute sei Rosenfest im Sodener Kurpark, da wäre Militärmusik, Mädchen verkauften Rosen und zum Schluß gäbe es ein Feuerwerk. Hans lehnte in einer Ecke am Fenster, seine Blicke flogen dem Ziele entgegen. Näher und näher rückten die Berge, die Villen Sodens kamen in Sicht, sanft an obstbaumbepflanzten Hügeln hingebettet. Rechts, wie ein dunkler, drohender Riese, der Altkönig, und dahinter der Feldberg, die höchste Spitze des Taunus. Mehr links schimmerten die weißen Mauern des Grand Hotels in Königstein herüber.

Der Zug hielt vor dem sauberen Bahnhofsgebäude. In wenigen Minuten wanderte Hans Budenbach durch die prächtig gehaltenen Kurparkanlagen. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Einige Minuten nach Sechs. Bismarck sieht schon es schon zu sein, trotzdem das Konzert erst um acht Uhr begann.

Hans Budenbach schlenderte durch die Wege und stieg, als ihn das zu langweilen begann, die Treppe zur oberen Terrasse hinauf. Hier ließ er sich an einem der weißgedeckten Tische nieder. Es war inzwischen fast Sieben geworden. Er bestellte beim Kellner ein Abendbrot und eine St. Julien. Am Billethäuschen hatte er vorhin die neueste Kurliste gekauft. Nun blätterte er darin und fand sofort unter den Namen der im Kurhaus selbst Wohnenden Gertrud und Magda Bergen.

Das war ja famos. Sicher würde er also die schöne Schauspielerin wiedersehen.

Bangsam füllten sich die Tische in seiner Nähe. Kurgäste, Sodener und namentlich Bewohner von Höchst und Griesheim, die für ein paar Stunden in der reinen Luft des kleinen Bades ihre fabrikdunstgeschwängerte Lunge erfrischten.

Hans ah, dabei musterte er jeden neuen Ankömmling. Der Kellner räumte die Teller ab, Hans ent-

zündete eine Zigarre. Die Musik spielte das erste Stück. Hell schmetternd schwebten die Töne eines Marsches auf. Rechts von Hans befand sich noch ein leerer Tisch, dicht am Hause. Ein üppiger Oleander stand daneben und breitete sich großzügig aus. Ein Schild mit „Reserviert“ schlug alle, die von dem Tische Besitz ergreifen wollten, in die Flucht. Und die Blicke des jungen Offiziers huschten immer wieder zu jenem Tisch. Wie schön, wenn Magda sich daran niederließe, denn, daß sie kam, dessen war er gewiß. Dicht von ihm sähe sie dann, und er könnte sie ansehen, immerzu ansehen. Das erste Musikstück war längst verklungen, ein zweites, ein drittes folgte, an seinem Tisch nahm mit einem: „Sie gestatten“ ein älterer Herr Platz, der trug seinen Paletotfragen hoch aufgeschlagen und sprach heiser.

Unten im Park glühten blutrote Campions auf. Wie große Feuerblumen hingen sie in den Baumzweigen und kleine weiße Lichtchen, kunstvoll zu Figuren verschönert, wuchsen plötzlich aus dem Rasenplatz vor der Terrasse. Wiegend tanzten die Walzerrhythmen der „Rosen aus dem Süden“ über die Tische, über Baum und Strauch fluteten die lockenden Klänge. Es war, als plauderten die Menschen alle, froher, lachender wurden die Augen, brennender, röter flammten die Feuerblumen in den dunklen Räumen.

Aus dem Kurhaus kam eine Dame. Man wandte die Köpfe nach ihr, als sie dem unbefleckten Tische zuschritt. Wie Hans es ahnend gewünscht, sah Magda Bergen nun am Nachbartisch. Weiß legte sich der moderate schwarze Seidenmantel um die zarten Glieder und das herrliche Haar in der Frisur der Récamier gab ihrem Gesicht einen leicht pikanten Zug, noch gehoben durch den kleinen türkisch gemusterten Turban, der nach hinten ein wenig das Haar deckte. Wie schön sie war. Hans Budenbach durchflutete es heiß, ein Taumel ergriff ihn und seine Gedanken drängten sich durcheinander.

Welch Glück, Magda Bergen sah vor ihm, beinahe dicht genug, um ihre weiße Hand zu fassen. Magda Bergen, nach der er sich gesehnt, ihm schien, sein ganzes Leben hindurch. Ein süßer, leiser Duft aus ihren Kleidern flog auf und strömte zu ihm herüber und goß ihm Verlangen ins Blut, das Verlangen, die bezaubernde Gestalt des schönen Weibes an sich zu reißen und ihren rosigen Mund zu küssen. Himmel, Donner, war er verliebt!

Die Schauspielerin, die beim Eintritt weder nach rechts noch nach links gesehen, blickte jetzt von dem Programm, in das sie sich vertieft, empor. Gerade hinein in Hans Budenbachs werbende Augen sah sie und ihre Wimpern senkten sich schnell. Das Programm in ihren Fingern zitterte und entzitt ihm, mit einer Schwere fiel es zu Boden. Hans erhob sich geschwind und hob das Blättchen auf. Reißes hätte er es mögen, das kleine gefaltete Papier, das ihm die Brücke zur Bekanntschaft mit Magda baute.

Nun stand er vor der Schauspielerin und überreichte ihr mit ritterlicher Verbeugung das Programm: „Bitte, mein gnädiges Fräulein.“ Magda dankte, und Hans fuhr fort: „Weilen Sie hier zur Kur, Fräulein Bergen?“

Sie nickte. „Sie kennen mich?“ Sie sagte das nur, weil sie fühlte, daß sich ihr Antlitz unter seinen heißen Augen färbte. Sie litt darunter. Sie war weltgewandt und durfte ihre Verlegenheit nicht merken lassen. Um keinen Preis durfte sie das, und doch wurde es ihr jetzt zum zweiten Male klar, er, der vor ihr stand, Hans Budenbach, der Verlobte der Komtesse Sorhagen, war es, der ihr die Rosen gesandt.

Ein Mädchen mit einem Körbchen am Arme trat an den Tisch: „Rosen, Herr?“

Mit schneller Hand griff Hans in die duftige Fülle und fügte die dunklen roten Rosen zu einem Strauße, den er Magda reichte. „Der Künstlerin“, sagte er dabei und die Schauspielerin mußte lächeln über den Diplomaten. „Der Künstlerin“, sie wies die Blumen nicht zurück.

Hans freute sich, das hatte er fein gemacht. Es war gar nicht so einfach, mit einer Schauspielerin anzuhandeln, wie er sich das vorgestellt. Die Kameraden, die auf dem Gebiete einige Erfahrungen gesammelt hatten, taten freilich, als ob so was nur eine Kleinigkeit wäre. Na ja! Es gibt eben „sone“ und „solche“, dachte Hans Budenbach. Diese hier ist Dame, ganz Dame. Vielleicht bloß äußerlich, philosophierte er, ich halt's mal mit dem Goethe, der behauptete, nur Lumpen seien bescheiden. Und fed, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, nahm er Magda gegenüber Platz, und sein hübsches, scharfes Gesicht starrte sie dreist an. Und er schwakte drauf los, als kenne er sie schon von je. Und Magda erhob kein Wort des Einspruchs gegen sein Benehmen, sie, die so überempfindliche. Die „Zimperliefe“ hatten sie die Kolleginnen im vorigen Engagement getauft. Von dem lustigen Ton des Plaudernden mitgerissen, lachte sie mehrmals hell auf, um sich dann gleich, wie erschreckt, umzusehen. Nein, nein, Gertrud befand sich ja nicht in der Nähe, die hatte sich heute früher zur Ruhe begeben. Sie machte sich nicht viel aus geräuschvollen Vergnügungen.

Schon am Nachmittag erklärte sie Magda, heute abend streife sie entschieden.

Die Damen spazierten durch den Park, als Arbeiter eben damit beschäftigt waren, die Vorbereitungen für das Feuerwerk zu treffen und die Rampions „zu verteilen.“ „Jetzt verhandeln die Menschen die Natur“, grollte Gertrud, verächtlich das eifrige Treiben der Arbeiter beobachtend, „als ob sich die Natur verschönern ließe. Der Geschmack ist sehr verschieden. Ist's nicht tausendmal herrlicher, Gottes silberne Sterne leuchten still über dem Rasenplatz, auf dem die prachtvollen Tannen so wirkungsvoll, so selbstbewußt stehen. Meinnetwegen sollen sie Militärmusik machen, auch gegen das Rosenfeilbieten läßt sich nichts einwenden, aber die Natur sollen sie in Ruhe lassen und die scheußlichen roten Papierbälle nicht da hinaufhängen“, sie zeigte auf die Bäume.

Gertrud übertrieb mal wieder, fand Magda. Aber gut war das, sehr gut. Weil Gertrud die „Verhandlung der Natur“ nicht sehen mochte, konnte sie selbst jetzt seelenvergnügt hier unten sitzen mit dem schlanken Herrenreiter Hans Budenbach. Sein hellbraunes Gesicht neigte sich herüber. Er sah sie an, sah sie immerfort so eigen an, die Musik spielte so mit Schwung, so fortreisend, und in den Bäumen leuchteten die „scheußlichen roten Papierbälle“. Wie purpurnes Herzblut waren sie. Neidisch ob dieser Glut verblähten drohen die fernen, fernen Sterne. — Welch zärtlichen Glanz die jungen herrlichen Augen hatten, die Magdas Gestalt förmlich an sich zu reißen schienen.

Magda erschrak plötzlich, mit einem kräftigen Ruck riß sie sich selbst aus dem zaubervollen Traum, der sie umschmeichelte. „Hatte Ihre Braut keine Lust, Sie zu

begleiten und sich ein Fest im Sodener Kurpark anzusehen?“ fragte sie brüsk und unvermittelt.

„Ah, Sie wissen“ — er lächelte, „ich hatte eine Braut“, er betonte das „hatte“ — „doch nach gütlichem Einverständnis mit meiner Cousine haben wir unsere Verlobung wieder auf. Meine Braut war nämlich meine Cousine.“

Magda konnte nicht verbergen, wie seine Worte auf sie wirkten. Ein triumphierender Zug glitt über sein Gesicht und dann erzählte er ihr von den Rosen, die er ihr gesandt, von den Rosen, die seine Verlobung zerrißen, und seine Augen schmeichelten und umwarben sie und machten sie widerstandslos; als er sich verabschiedete, hatte er ihre Erlaubnis, sie morgen nachmittag wieder anzusehen.

Der Goethe hat den Nagel auf den Kopf getroffen, fuhr es Hans durch den Sinn: nur Lumpen sind bescheiden! An so schnellen Erfolg hätte er wahrhaftig nicht geglaubt. Diese Magda Bergen, die ihm als unnahbar geschildert worden, war zugänglicher, als er gehofft.

Die letzten Raketen fuhren zischend gen Himmel, sie fielen in goldenem und silbernem Gefiesel zurück und erstarben in der Luft. Und die bleichen Sterne lachten höhnvoll über das jammervolle Sterben der armen stolzen Raketen.

Magda Bergen begab sich in ihr Zimmer. Ihre Gedanken waren in Unruhe. Alles in ihr war wirr, sie fand sich in sich selbst nicht mehr zurecht. Wie viele liebende Frauen hatte sie schon auf der Bühne dargestellt, wie viel jubelnde Liebesworte schon gesprochen zu irgend einem Partner mit geschminktem Gesicht und geklammertem Bart, und ihr war's, als stände sie über der Situation, als sei sie dadurch, daß sie die Liebe nachempfinden konnte, wie es ihre Rolle vorschrieb, im Leben dagegen gefeit. Und nun war die Liebe doch zu ihr gekommen. Sie, die so ruhig, wohlbehütet von der Schwester, den sonst so schweren Weg einer schönen, jungen Schauspielerin gegangen, war in die Sackgasse geraten, aus der kein Ausgang führte, und diese Sackgasse hieß die Liebe. Und gar nicht wehren konnte sie sich dagegen, gar nicht wehren. Widerstandslos wie ein Naturereignis war sie über sie hereingebrochen, die grobe, allgewaltige, bezwingende Liebe, die kühlte Magda Bergen. Sie wollte sich auch gar nicht wehren. Wozu? War die Liebe doch etwas Schönes, Leuchtendes, Sinne raubendes! Förmlich den Atem mußte man anhalten vor lauter Glid. Und Magda vergaß die männerfeindliche Schwester, aber Hans Budenbach hätte wohl kaum so zufrieden den Zug bestiegen, wenn er Gertrud Bergens Ansichten über Männer und Ehe gekannt.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Die Nahrung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ufme, an der jene sich aufrichtet und ihre köstlichen Früchte reift.

Salom.

Los!

(Originalbericht.)

Port Sudan, 22. August 1915.

— Am 15. Aug., 3 Uhr nachm., kam der Befehl: „Los“. Am 16. August, 1/4 Uhr morgens, ging es los. Die Russen hatten die Einfahrt voll Minen geworfen, aber daß sie so erstaunliches leisten würden, hatte ich mir nicht gedacht. Sieben Minenperren und eine schwere Rehsperre haben wir durchbrechen müssen, — das kostete uns 3 Tage Zeit. 50 Kilometer Fahrstraße durch Minenfelder, — das heißt eine Leistung für unsere Minensucher. Natürlich mußten wir mit unseren dicken Schiffen immer dicht hinter ihnen sein, da der Feind schon am ersten Tag alle Anstrengungen machte, uns die Suppe zu versalzen. Dazu hatte er ein Minenschiff „Glauk“

etwa so stark wie unsere „Deutschland“ da und einiges Kropfzeug. Um 2 Uhr mittags hatten wir das erste Gefecht auf 19 000 Meter. Es macht zuerst einen eigentümlichen Eindruck, wenn die Aufschläge immer näher kommen, noch dazu von 30,5-Zentimeter-Granaten. Damit schoß der Kerl, es trummte wie ein D-Bug, wenn er durch eine Station fährt. Er traf uns aber nicht, — wir ihn auch nicht. Dagegen fand eine für ihn bestimmte 23-Zentimeter-Sprenggranate einen Zerstörer, der mit Explosion restlos verschwand. Diese freundlichen Unterhaltungen kamen noch zweimal an diesem Tage vor. Abends wurden zwei von unseren Torpedoreen in den Meerbusen geschickt, und sie hatten denn auch den Erfolg, daß sie zwei russische Zerstörer übercaichten und gänzlich zudeckten. Am nächsten Morgen — sie wähten sich schon in Sicherheit — lief das eine gleich auf zwei Minen und damit war Schluß mit ihm.

Am 17., morgens, ging die Schießerei mit der „Slawe“ schon um 6 Uhr los, — dann ging sie wieder weg, und wir benutzten die Pause, um unseren Ankerplatz zu verlegen, was sie nicht merkte; sie glaubte uns am alten Platz. Sie stand gut am Himmel als prächtvolles Ziel und wir standen für sie mit schlechtem Hintergrund. Wir ließen sie also ruhig nahekommen und auf 15 000 Meter ging es los. Mit der dritten Selbe lagen wir am Ziel, und dann brummt acht 28-Zentimeter-Geschütze auf einmal los. Allgemeine Spannung, und richtig auf dem Rumpf die blutige rote Flamme des Treffers. „Slawe“ schlug einen großen Kreis und verschwand. Gefangene lagen aus, sie sei schwer beschädigt.

Wir hatten nun bis zum 19. August Ruhe und konnten ungestört unsere scheußlichen Minenarbeiten machen. Die Beanspruchung der Leute war enorm: drei Tage hintereinander im offenen Boot mit nur 4 Stunden Schlaf pro Nacht, — dabei Regen und Kälte. Wundervolle Leute, — wie mögen sie stolz gewesen sein, als nachher die mächtigen Schiffe stolz und sicher durch die gebühnte Straße zogen.

Am 19. gingen wir zum Vormarsch los, — wir mußten mit Minen und Unterseeboten rechnen. Aber eine freundliche Hand führte uns dahin, wo keine waren. Am Abend des 19. August waren wir vor dem Moonsund, in den sie sich alle geflüchtet hatten. Liegt ganz oben „rechts in der Ecke“ und da konnten wir natürlich nicht hinein. Das wäre genau so, als wenn der Engländer am Friedrichsorter Leuchtturm vorbeifahren wollte, — es ist dann die reine Himmelfahrt. Also setzten wir eine Wache vor das Loch und zogen gen Süden, um uns einen Ankerplatz zu suchen, auf dem uns niemand vermuten würde. Diesen gleichen Gedanken hatten anscheinend zwei russische Kanonenboote. Sie meinten, die sicheren Wege nach Moonsund zu kennen — und die kannte ich auch! Also liefen sie uns in den Fang, sauber und freundlich eskortiert von der „...“, die uns genau gemeldet hatte, wo die Russen stonden. Um 8 Uhr abends in völliger Dunkelheit hatten wir sie, und um 8 Uhr 30 Min. war schon alles zu Ende. Es war ein schauerlich schwarzer Anblick, den Todestampf der Schiffe zu sehen. Das eine kriegte ein Torpedo und war in wenigen Sekunden mit allem weg. Man konnte im Scheinwerfer alles genau sehen. Sie kämpften brav und schossen bis zuletzt. Aber doch meist zu hoch. Ein Granate krepierete unter mir auf dem Panzer. Eine unserer ersten Salven fuhr dem „Sivutsch“ in das Vorschiff und sie schien das Schiff aufzustoppen. Die zweite sauste geschlossen in die Kommandobrücke, — dann fing es gleich an zu brennen. Massenhafte Explosionen seiner Munition, an einzelnen Stellen glühte das Schiff weiß. Dann kenterte es. Unsere Torpedoboote gleich hin — sie retteten noch 58 Mann —, die meisten schwer verletzt. Sie wurden am nächsten Morgen zu uns an Bord gebracht — einer starb bei der Übernahme —, im ganzen starben fünf. Sie wurden mit militärischen Ehren der See übergeben, was der Kommandant sehr feierlich machte. Die Leichen waren mit der russischen Flagge zugebedt und er hielt eine schöne Ansprache, die den unverwundeten Gefangenen überseht wurde. — Am 20. August hat A. dann noch die Sperrung des Bernauer Hafens geleitet — das machten wir mit ein paar niedlichen Blodschiffen, die in der Einfahrt versenkt wurden. Das war weder einfach, noch ungefährlich, da die russische Selbstartillerie wie wild feuerte, bis sie zum Schweigen gebracht wurde. Außerdem haben die Russen selber Bernau angezündet, wie das so ihre Art ist. Sie glaubten wohl, wir wollten landen. — Damit war Schluß und wir fuhren nach Hause. — — —

Aus der Kriegszeit.

Wie der „eiserne Hindenburg“ entstand. Über die Gestaltung der aus Holz gemeißelten Kolossalstatue des Feldmarschalls Hindenburg, die am 4. September in Berlin feierlich enthüllt wurde, macht der Schöpfer und künstlerische Leiter des Denkmalbaues, Kunstmaler Georg Marschall, in der „Holzwelt“ interessante Mitteilungen, denen wir die folgenden Einzelheiten entnehmen: „Nachdem das von mir entworfene Modell des Generalfeldmarschalls von Hindenburg fertiggestellt und einstimmig genehmigt war, galt es, an die Ausführung des großen Werkes zu gehen. In vier Wochen wollte und sollte ich das Kolossalwerk schaffen! Wo das Holz, wo die Leute hernehmen? Frischen Mutes schritt ich an die Arbeit und nahm mit einem Studienkollegen, der reiche Erfahrungen in der Bildhauerei hatte, das Werk in Angriff. Kein Augenblick durfte verloren werden! Wer macht sich auch nur annähernd einen Begriff von dem Umfang dieses gigantischen Holzbildwerkes? Seit der Schaffung des Trojanischen Pferdes ist ganz gewiß eine ähnliche Statue nicht aus Holz geformt worden. Einige Zahlen geben ein Bild der Arbeit. 28 000 Kilogramm vom besten, 5 Jahre alten Erlenholz waren zur Herstellung der gewaltigen drei quadratischen Blöcke, aus denen der Kopf, der Oberkörper und der Rumpf unseres großen Marschalls modelliert wurden, nötig.“ Die Beschaffung dieser großen Mengen zum Meißeln geeigneten Holzes war keineswegs leicht. Denn gerade das zur Verwendung gelangte Erlenholz bedarf sachkundiger und langwieriger Lagerung: „Der Wetterbeständigkeit und Erhaltung des Erlenholzes wegen war es notwendig, auf verschiedenen großen Holzlagerplätzen nach gehörig ausgetrocknetem Material zu fahnden. Etwa 100 Kubikmeter 80 Millimeter starke Bohlen verwendeten wir und stellten aus je drei aufeinander geleimten Stücken gewaltige Einzelbohlen von etwa 20 Zentimeter Stärke her. Sie wurden mit Kaseleim zusammengeschweißt und dann durch schwere, eiserne Walzen zu den bereits erwähnten rechteckigen Blöcken aufeinandergepreßt. Aus diesen Riesenwürfeln mußte unter Leitung des Holzbildhauers Oswald Schimmelpfennig die Statue des Generalfeldmarschalls nach dem Modell herausgearbeitet werden. Es handelte sich um keine Kleinigkeit; denn jeder einzelne Holzblock wog 200 Zentner, und diese ganze Holzmasse durfte nur mit Meißel, Hammer und Bohrer behandelt werden.“ Über den großen Arbeitsaufwand, der erforderlich war, um dem umfangreichen und oft spröden Material Gestalt und Gliederung abzurufen, erklärt Marschall: „87 Holzbildhauer waren Tag und Nacht an der Arbeit. Die zur Ausführung des Werkes und zur Abmessung der Holzdimensionen nötigen Riesenlaster der Punktore hatten eine Spannweite von 6 Meter. Besonders schwierig wurde die Bearbeitung dadurch, daß es sich bei den meisten Flächen um Hirnholz handelte, an dem die Stahlmeißel duhndweise zerstellten. Den gigantischen Holzmassen diente eine Eisenkonstruktion zum Halt, die ein Gewicht von 6000 Kilogramm hat.“ Auch die statischen Berechnungen boten erhebliche Schwierigkeiten. „Das größte Holzbildwerk, das je die Welt gesehen hat, mußte auf einen Winddruck von 3000 Kilogramm berechnet werden. Dabei hatten wir auch noch auf die Last der einzuschlagenden Nägel, deren Gewicht wir mit etwa 30 000 Kilogramm nicht zu niedrig einschätzen, Rücksicht zu nehmen!

Hamlet an der Front. Über eine interessante Shakespeare-Aufführung, die in der Geschichte des englischen Theaters sicherlich einzig dasteht, weiß die „Times“ zu berichten: Die Sehnsucht nach Zerstreuung, die sich bei langwierigen und einformigen Stellungskämpfen oft einstellt, hat englische Soldaten in Frankreich zu einer Hamlet-Aufführung veranlaßt. Und nach dem vorliegenden Bericht kann man nicht leugnen, daß die Vorstellung zumindest originell gewesen sein muß. Da es für die militärischen Mitwirkenden zu umständlich gewesen wäre, lange Rollen auswendig zu lernen, wurde das Shakespeare'sche Werk so zusammengestrichen, daß nur vier Szenen übrig blieben: die Erscheinung des Geistes auf der Terrasse; die Schlossjense, in der Hamlet beschließt, seinen gemordeten Vater zu rächen; der große Monolog und zum Schluß die Friedhofsszene. Die Wägne

wurde in einem Bauernhaus errichtet, die Dekorationen waren von Soldaten gemalt, ein in der nächsten Stadt entdecktes Maskenverleihschäft lieferte die Kostüme. Die Vorstellung fand abends bei Mondschein statt, und die Türe der Hütte wurde weit offen gelassen, um der draußen stehenden Menge den Blick auf die Bühne zu ermöglichen. . . . Schattenspieler im Schatten der Kanonen — das ist das neueste Kriegskuriosum . . .

Bei den Alpini. Der Berichterstatter des „Journal“, Georges Prade, schildert seinem Blatte einen Besuch in den Stellungen der Alpini: „Nach Trient und Triest! . . . so riefen wir mit den anderen vor zwei Monaten, bei unserem Auf des Volkes; doch das Ideal der Mengen stimmt nicht mit den augenblicklichen strategischen Bedingungen überein, vor die der Generalstab gestellt ist. Darum müssen die italienischen Truppen heute da stehen, wo sie sich eben befinden. Und hier, an den Hängen, auf den Gipfeln des Gebirges sind die Stellungen der Alpini gegenüber den befestigten und von Forts besetzten Bergen, die die Vorläufer des ungeheuren Verteidigungssystems bilden, das die Österreicher mit Hilfe der Natur errichtet haben. Unter der Führung eines Alpini-Generals besichtigten wir die italienischen Kampfstellungen. Auf den unwahrscheinlichsten Pfaden kletterten wir empor, durch ein Gewirr von Felsblöcken, immer höher die Flanke des Berges hinauf. Wir sind der österreichischen Linie gerade gegenüber. Es ist Mittag, und der Feind hat in der Wucht seines Geschützfeuers eine kurze Pause eintreten lassen. Um so erbarmsungsloser brennt die Sonne auf uns herab. Oberhalb der ersten, in das Felsgestein gehauenen Schützlinie der Italiener, die mit großer Mühe zementiert und betoniert wurde, beginnt ein unterirdischer Gang, der bis ins Innerste des Felsens führt und in eine zweite Linie mündet, die 200 Meter höher liegt. Und hier öffnet sich gleich wieder ein neuer Tunnel, der noch höher steigt, und man sieht Höhlen, die durch Minenexplosionen gesprengt und durch Luftdruckhöhlen ausgedehnt wurden, wie die großen St.-Gotthard- und Simplon-Tunnels der Alpen. In diesen Höhlen haben die schweren Geschütze Aufstellung gefunden. Schlafstellen für die Mannschaften und Kasematten zur Aufbewahrung der Munition wurden dem Gestein abgerungen. Ein gewundener Pfad führt von außen um die Klippe herum bis zur höchsten Spitze. Und hierher führte uns der General. Nurmehr wurden vor uns die Feuerlinien der Österreicher erkennbar, wie man im Theater von seinem Platz in die gegenüberliegende Loge sieht. Und durch das Fernglas hat man eine eigentümlich interessante, zugleich ein wenig beunruhigende Aussicht. Im Tale zu unseren Füßen liegt ein Dorf, das eigentlich keiner Partei mehr so recht zugehört; es ist fast nur von Frauen und Kindern bewohnt. Die Österreicher respektieren diesen Ort. Ein Unwetter von Feuer und Eisen, ein Grollen von Tod und Schrecken zieht bei Tag und bei Nacht über diesen Dächern hinweg. Ich frage den General, ob nicht zu befürchten sei, daß in dem Dorfe Spione an der Arbeit seien. Der Italiener zuckt mit den Schultern: „Die Österreicher brauchen keine Spione. Sie sehen uns, wie wir sie sehen, sie wissen an dieser Stelle alles, was wir unternehmen, und wir wissen, was sie tun. So ist es hier Stunde für Stunde. Von hier aus können Sie auch österreichische Geschütze erkennen.“ Hinter und über dem Hügel, der einige Kilometer von uns entfernt liegt, reckt sich ein steiler Berg mit drei spitzen Binnen von ungefähr 2000 Meter Höhe. Zwei lange, gelbliche Rinnen, von aufgeworfenem Erdbreich umgeben, schlängeln sich zwischen den Binnen herab. An der östlichen Ecke sieht man die Umrisse terrassenförmiger Artillerieanlagen, die sich scharf in der klaren Luft abzeichnen. Die Luft ist so außerordentlich durchsichtig und rein, die Großartigkeit des Bergmassivs ist so fest untrifft, daß man in Rußweite davon zu stehen vermeint. Und doch beträgt die Entfernung in Wirklichkeit mehr als 7 Kilometer. „Das sind die 52er Geschütze“, sagt der Alpini-Generale. „Wir haben genug Grüße von ihnen bekommen, um darüber im Klaren zu sein.“ Gewaltige Anstrengungen werden hier von den Italienern gemacht; aber langsam, schrecklich langwierig gehen die Operationen in diesem scheinbar friedlichen, in Wahrheit aber so furchtbar bedrohlichen Tale vor sich, zwischen diesen Bergen, die noch nie besiegt wurden.“

Deutscher Kaviar. Der Kaviar gilt bei uns für ein so eigentümlich russisches Erzeugnis, daß das Wort „deutscher Kaviar“ ungläubige Verwunderung erregt. Und doch gibt es deutschen Kaviar, und es ist gerade jetzt besonders zeitgemäß, auf ihn hinzuweisen, da der russische Kaviar allmählich knapp zu werden anfängt und die Preise für diesen Lederbissen steigen. In einem interessanten Aufsatz „Russischer und deutscher Kaviar“, den Hermann Steinert im „Prometheus“ veröffentlicht, glaubt der Verfasser, daß gerade jetzt die Zeit des deutschen Kaviars gekommen sei, da wir von dem russischen abgeschnitten sind, und daß er nun mehr als bisher von den Feinschmeckern geschätzt werden wird. Der Kaviar ist ja durchaus keine russische Erfindung. Die Italiener der Renaissance kannten etwas Ähnliches; doch viel früher schon war Kaviar in Deutschland gewonnen worden. Seit dem 14. Jahrhundert bestand man im Ordensland Preußen die Herstellung von Kaviar, und im 17. und 18. Jahrhundert war es der ost- und westpreussische Kaviar, der über die ganze Welt verbreitet wurde. Rußland, das heute den Weltmarkt für Kaviar beherrscht, war damals noch nicht auf dem Platz erschienen. Der Stör gedeiht in der Ostsee und Nordsee ausgezeichnet; er fucht im Herbst und Frühjahr die deutschen Flüsse auf, um in ihnen zu laichen, und erschien so seit alter Zeit in der Weichsel und in der Elbe, auch in der Oder und in der Memel. Der Weichselstör war früher so häufig, daß von Pillau und Elbing aus Tausenden von Tonnen marinierten Störs bis nach England und auch nach Rußland verschickt werden konnten. Elbing und Pillau, zu denen sich später Danzig gesellte, sind denn auch vom 16. bis zum 19. Jahrhundert die Hauptorte der Kaviarbereitung. In Pillau bestand eine Art Kaviarfabrik, deren Einrichtung E. Bod im 18. Jahrhundert genau schilderte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hörte dann der in so großem Maßstab betriebene Störfang in Pillau ganz auf, weil die Rogat versandete, und die Störe nun auf ihrem alten Wege durch das Frische Haff nicht mehr in die Weichsel gelangen konnten. Jetzt findet der Hauptfang in der Weichselmündung und eine Strecke stromaufwärts statt. Noch in den 90er Jahren wurden etwa 3000 Kilogramm Weichsekkaviar jährlich gewonnen; auch jetzt sind es noch über 1000 Kilogramm jährlich. Der Rogat wird mit der Hand durch Siebe geriebt, und die hindurchgefallenen Eier werden dann mit feinem Salz gemischt. Der deutsche Weichsekkaviar ist nicht ganz so haltbar wie der russische, was mit seiner Bearbeitung zusammenhängt. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Elbkaviar. Im Elbgebiet kommen heute noch mehr Störe vor als im Weichselgebiet, doch ist der Fang in der Elbe noch stärker zurückgegangen. Selbst wenn man die in anderen Küstenflüssen, so besonders in der Weser oder Oder gefangenen Störe hinzurechnet, so beträgt doch die Kaviarherzeugung in ganz Deutschland nicht mehr als 6000—7000 Kilogramm im Jahre, während noch vor 10 Jahren sicher die doppelten Erträge erreicht wurden. Kenner führen den Rückgang darauf zurück, daß zu viel kleine, noch nicht laichreife Störe weggefangen wurden. Über diesen schädlichen Fang zu kleiner Störe wird schon seit 300 Jahren in Deutschland immer wieder geklagt. Die wichtigste Festsetzung wäre ein Mindestmaß von 150 Zentimeter für den fangfähigen Stör. Doch müßten noch umfassendere Schutzmaßnahmen zur Hebung der deutschen Kaviarherzeugung durchgeführt werden. Im Elbgebiet hat man mit der Einrichtung von Brutplätzen für die Störe gute Erfolge gehabt. Steinert meint, daß es zweckmäßig wäre, für 2 oder 3 Jahre den Störfang überhaupt zu verbieten und dadurch den Bestand am Stören zu vergrößern. Die Zeit ist besonders günstig, da während des Krieges und unmittelbar danach das Bedürfnis nach Kaviar nicht sehr groß sein wird. Sodann müßten die deutschen Fischer beim Salzen mehr Sorgfalt betreiben. Obwohl die Störe der Ost- und Nordsee den russischen Störarten sehr ähnlich sind, so kann doch der Kenner den russischen von dem Weichsekkaviar unterscheiden, weil die Art der Bereitung eine verschiedene ist. Jedenfalls wäre es durchaus möglich, den deutschen Kaviar, der heute auf dem Weltmarkte neben dem russischen kaum in Betracht kommt, zu einem konkurrenzfähigen Nebenbuhler des russischen zu machen.